

Annelie Keil
Rede zum 80. Geburtstag
und seiner Feier am 26. Januar 2019

Der Erinnerung das Haar kämmen

Wie wir werden, wer wir sind und nicht bleiben
Ein **Erntedankfest** für 80 wilde Jahre

Ich habe Euch zu einem Erntedankfest eingeladen. Ihr seid meine Birnen und Äpfel, meine Kartoffeln und roten Rüben, mein Hafer und mein Roggen, meine Zwiebeln, mein Knoblauch, meine Truthähne, Hühner, Schweine und Rinder, Ziegen und Schafe, meine Blumen und Bäume, meine Zitronen, Orangen, mein Essig, mein Käse, mein Wein, das Gras, die Blumenwiese und vieles mehr.

Erntedankfeste gehören zu den ältesten Festen der Menschheit. Der Dank an die Natur, an Pflanzen, Tiere und die über- und unterirdischen Kräfte, die wie Sonne, Regen und Wind etwas gedeihen und wachsen lassen, begleitet das Leben der Menschen seit ihrer frühen Pilgerschaft. In christlichen Gottesdiensten werden Körbe mit Feldfrüchten, Obst und Erntekronen zum Altar gebracht. Das Judentum feiert das Laubhüttenfest, die Muslime begehen den Ramadan, um sich so im Fasten mit der Schöpfung Gottes und seiner Gnade auseinanderzusetzen. Der Hinduismus feiert den Erntedank in vielen Variationen, lässt Drachen steigen und tanzend und singend drücken die Menschen in tagelangen Festen ihren Dank an die Götter aus. Mit Thanksgiving erinnern sich die US Amerikaner auch an die Pilgerväter, die 1620 mit der Mayflower nach Amerika kamen, um anzulanden und zu bleiben, aber leider auch die Ansässigen zu vertreiben, zu missionieren und einzusperren. Siedlungsgeschichte und Beheimatung ist im tiefen Kern und ihrer spirituellen Bedeutung nicht als Kolonialisierung gedacht, sondern als Herausforderung zu säen, pflegen, gestalten und zu ernten und das in jeder Hinsicht. Andreas Weber, einer meiner hier mitfeiernden Freunde spricht in seinem Buch „Indigenialität“ (2019) von der verloren gegangenen, aber wiederzuentdeckenden „menschheitsalten Praxis“ der

gegenseitigen Verwandlung, des Austauschs und der Feier des Geschenks, von einer fruchtbaren Biosphäre genährt zu werden.

Ihr hier im Saal wie all die abwesenden Anderen seid in all der Verschiedenheit als Freundinnen und Freude, Wahlverwandte. Wegelagerer, Mitstreiter, hilfreiche Alltagsengel *meine Biosphäre*, sozusagen Feldfrüchte in meinem Leben, die ich gesammelt und aufgelesen habe, die mich nähren und geholfen haben, die zu werden, die ich bin und hoffentlich noch ein wenig bleibe. „Aufruf zur Feier“ hieß ein Manifest, das Iwan Illich, der gute Freund und weise Mitstreiter hier in Bremen, zusammen mit anderen 1967, zur Zeit des Marsches auf das Pentagon, geschrieben hat- ein Aufruf zum Erntedank, in dem er uns zur Feier unserer gemeinsamen Kräfte auffordert, damit wir uns des Lebens erfreuen. Sinnlich sinnvoller Widerstand zur gemeinsamen Entdeckung dessen, was wir tun müssen, um uns und Anderen Menschlichkeit, Würde und Freude zu verschaffen. Zu verantwortlicher Bewusstheit unserer persönlichen Fähigkeit, unseren wahren Gefühlen Ausdruck zu verleihen und uns dabei zusammenzuschließen. Wie immer das gelungen ist, aber genau dafür will ich mich mit meinem Geburtstagsfest persönlich bei Euch bedanken- zusammen mit den wunderbaren Köchinnen aus meiner internationalen Suppenküche, dem Kuchenbuffet der Landfrauen, denen ich seit drei Jahrzehnten mit Vorträgen verbunden bin, der Landschlachtereier aus meinen Jahren auf dem Land, meiner Blumenfrau, den Freunden aus der Kulturambulanz, den Musikern der Deutschen Kammerphilharmonie Bremen und Pago, dem Kabarettisten, Sänger und alten Weggefährten, der mich in manchen schweren Zeiten zum Lachen gebracht hat und Alexandra, meiner unleiblichen, aber leibhaftigen Tochter aus Montreal wie einigen Freundinnen, die für Gelassenheit angesichts der 300 Gäste mitgesorgt haben.

Über sieben Brücken musst Du gehen-

dieses Lied von Karat aus dem Jahr 1978 war ein Song, der mich immer wieder begleitet hat, weil er auf einfache Weise ein Lebensgefühl zum Ausdruck bringt, das manchen Alltag beseelt. Als ich vor kurzem nach einem Vortrag auf dem Deutschen Seniorentag 2018 in Dortmund im Rudelgesang der Seniorinnen und Senioren

landete und dieses Lied ungehemmt mitschmettern konnte, habe ich mir vorgenommen, es ungewohnter Weise auch mit euch zu singen – und das tue ich jetzt zusammen mit Sabine und Jörg, die mich musikalisch noch auf andere Weise durch meine Begrüßungsrede und den Abend begleiten werden.

*Manchmal geh ich meine Straße ohne Blick,
manchmal wünsche ich mir mein Schaukelpferd zurück.
Manchmal bin ich ohne Rast und Ruh,
manchmal schließ ich alle Türen nach mir zu.
Manchmal ist mir kalt und manchmal heiß,
manchmal weiß ich nicht mehr was ich weiß.
Manchmal bin ich schon am Morgen müd,
und dann such ich Trost in einem Lied.*

*Über sieben Brücken musst du gehn,
sieben dunkle Jahre überstehn,
siebenmal wirst du die Asche sein,
aber einmal auch der helle Schein.*

Sieben Jahrzehnte liegen hinter mir. Der Geburtstag hat das achte Jahrzehnt eingeläutet, dessen Dauer und Lebensqualität wie auch vorher bei den vergangenen nicht einzuschätzen ist. Das Abenteuer Leben geht weiter, die Zukunft aber nimmt ab während sich die Endlichkeit konkreter anfühlt. Das Haar der Erinnerungen will und muss des Öfteren gekämmt werden, manches gerät ins Vergessen, Namen sind keine Gewissheit mehr, anderes knüpft überraschende Verbindungen zur Lebensgeschichte und ihren Personen und stiftet immer wieder mal eine neue biografische Gegenwart. Der Blick nach vorn lässt Begrenzungen, notwendige Abschiede wie zunehmend auch die letzte Brücke auf dem Weg ins Unfassbare deutlich sichtbarer werden. Der Wunsch nach Besinnung auf das, was mich persönlich als erlebte Erfahrung geprägt, gehobelt, zurechtgeschneidert und berührt, aber auch als gemeinsame Erfahrung mit vielen von Euch verbindet, trägt diesen Erntedank rund um die sieben Brücken, über die ich mit Euch gehen will.

*Manchmal scheint die Uhr des Lebens still zu stehn,
manchmal scheint man immer nur im Kreis zu gehen,
manchmal ist man wie von Fernweh krank,
manchmal sitzt man still auf einer Bank.*

*Manchmal greift man nach der ganzen Welt,
manchmal meint man, dass der Glücksstern fällt.
Manchmal nimmt man, wo man lieber gibt,
manchmal hasst man das, was man doch liebt.*

*Über sieben Brücken musst du gehen,
sieben dunkle Jahre überstehn,
siebenmal wirst du die Asche sein,
aber einmal auch der helle Schein*

Nicht die Fülle des Erlebten kommt zur Sprache, nicht die Asche jedes Feuers, nicht das ganze Licht der Durchbrüche, nicht jeder Horizont, der verloren ging oder überschritten wurde. Wie die Auswahl für diese Rede zustande gekommen ist, weiß ich eigentlich nicht, es waren Erinnerungen, die einfach zum Vorschein kamen- und da sind sie.

Erste Brücke (1) 1939-1947

Ungefragt geboren werden, Anfängergeist entwickeln, Überraschungen hinnehmen, aufbrechen- die Sprache des Lebens ist relativ klar. Geboren irgendwann am Dienstag, den 17. Januar 1939 in Berlin Wilmersdorf- die Sammlung von Geburtstagen beginnt.

„Es regnet etwas und ist wolkig, in der UdSSR werden 170,5, Millionen Menschen gezählt, China will den Krieg gegen Japan fortsetzen, Adolf Hitler richtet seinen Neujahrsgruß an die NSDAP, der Ausschluss der Juden aus dem Wirtschaftsleben wird verordnet“ ...so lauten die Tagesmeldungen einer Berliner Zeitung. Meine Mutter fühlt sich durch ein Kind, schon gar ein uneheliches, überfordert. Sie ist mittellos und kämpft noch mit den Folgen des 1. Weltkrieges auf ihr Leben. Mein bayrischer Vater, Nationalsozialist, verheiratet, kinderlos, will das Unglück verbergen. Ich werde der nationalsozialistischen Frauen- und Kinderhilfe übergeben und komme in Berlin Spindlers Feld- Köpenick in ein Heim, das auf Anordnung Hitlers im Rahmen des Polenfeldzuges bereits 1940 nach Hermannbad/ Ciechocinek in Polen verlegt wird. Die polnischen Kinder werden aus dem dortigen Heim vertrieben, wir deutschen Kinder als „Eindeutschungspotential“ angesiedelt. Meine Kindheit verbringe ich als Heimkind von 1940 bis 1945 in Polen und bis heute fühlt sich das wie ein Stück Heimatland an! Später nach dem Krieg

rufen im Westen die Kinder „Polakkenkind“ hinter mir her, wenn ich mit meiner Mutter auf Hamstertour bin. Weil ich sie dafür verprügele bekomme ich den Spitznamen „ Keil, Keil, Hackebeil!“

(Sabine singt leise als Rahmung die beiden Lieder:

Maikäfer, flieg!

Der Vater ist im Krieg.

Die Mutter ist im Pommerland.

Und Pommerland ist abgebrannt.

In einem Polenstadtchen,

da wohnte einst ein Mädchen,

das war so schan.

Sie war das allerschanste Kind,

das man in Polen find';

aber nein, aber nein sprach sie

ich kasse nie.

Wir werden nicht gefragt, eher auf dem Boden der Tatsachen ausgesetzt, nichts ist selbstverständlich und versprochen hat das Leben auch nichts, das ist eine frühe Erfahrung meines Lebens. Die Begegnung mit Hunger und Tod am Ende des Krieges, auf der Flucht und in den Lagern eine andere Kindheitserfahrung, aber im Kampf ums erfolgreiche Überleben verlieren sie ihre unmittelbare traumatisierende Wirkung. Taucht. Später habe ich mich mit dieser existenziellen Grunderfahrung wissenschaftlich, philosophisch und spirituell auseinandergesetzt, älter werdend auch einige Erfahrungen therapeutisch aufarbeiten müssen. Mein Menschen- und Weltbild, die Hoffnung, dass die Welt auch anders sein könnte und meine Liebe zum Leben haben in diesen Heim- und Kriegszeiten ihre Wurzeln.

Ungefragt zur Welt gekommen, ungefragt in einer Familie oder dem entsprechenden Ersatz gelandet, ungefragt in eine Zeitgeschichte versetzt, ungefragt in ein Land, seine Sprache und Kultur geboren- diese Zumutungen und Ungewissheiten nach dem Kappen der Nabelschnur ohne Gebrauchsanweisung anzunehmen und zu gestalten, wird für jeden Menschen zum Auftrag und zur Lebensaufgabe bis zuletzt. Und auch später im Leben wird vieles nicht erfragt, abgesprochen oder mitbestimmt: Liebe kommt und geht, Kriege kommen und gehen, Krankheiten kommen und gehen, die

Welt spielt (uns) mit. Bis zum ungewissen, wengleich sicheren Tod bleibt nur das eine eigene Leben. „Wir sind Leben, das leben will, inmitten von Leben, das leben will“ dieser Satz von Albert Schweitzer ist für mich die Kurzformel für das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft. Ankunft heißt tätiger Aufbruch, für Risiken und Nebenwirkungen des Lebens muss man Ansprechpartner suchen und verhandeln. Ärzte und Apotheken reichen nicht. Ungewissheit, Neugier und Offenheit sind die Triebkraft allen Lebens, nicht wir stellen die Fragen, sondern das Leben. Wer Glück hat, entwickelt das berühmte „Urvertrauen“, wer Pech hat, sucht es lebenslang. Ich hatte beides!

Die erste Karriere: Heimkind, Kriegskind, Flüchtlingskind, Polakkenkind- nach Flucht und russischer Kriegsgefangenschaft komme ich mit meine Mutter, die mich 1945 in Polen aus dem Kinderheim geholt hatte, Anfang 1947 als Heimatvertriebene im Grenzdurchgangslager Friedland an. Der nächste Krieg, der soziale Krieg der Integration beginnt: als uneheliches Kind einer allein erziehenden Mutter aus dem Osten, die nicht mehr arbeiten kann und von Sozialhilfe lebt, sich aber nicht einschüchtern lässt und eine eigene politische Meinung hat: genügend Angriffs – und Ausgrenzungspotential und für ein kleines Mädchen gleichzeitig ehrgeiziger Ansporn, früh und ohne familiären Schutz das Leben für mich und meine Mutter selbst in die Hand zu nehmen, fremde Hilfe und Netzwerke zu suchen, sich einzubringen, nützlich zu machen, aber eigenwillig und selbstbewusst sich auch nicht zu unterwerfen.

So oder anders ist der zweite Weltkrieg in unterschiedlichen Facetten zu unserer gemeinsamen Geschichte geworden. Hier im Saal teilen vielleicht manche von euch als Altersgenossen meine subjektiven historischen Erfahrungen als die eigenen. Oder als die ihrer Großeltern und Eltern. Oder mit Verwandten und heutigen Nachbarn, die Angst vor Flüchtlingen haben und sie als die neuen „Polakkenkinder“ empfinden. Oder wir spüren die sozialen und geistigen Folgen in den gegenwärtigen politischen und gesellschaftlichen Auseinandersetzungen, in unseren Berufen und anderswo. Als Generation sind wir Teil einer biografischen Erinnerungskultur, die Spuren hinterlassen hat und deren Zeitzeugen

in „zweiter Reihe“ wir sind. Manchmal treffen wir zufällig irgendwo in einem Altenheim noch auf jene verwirrte alte Frau, die uns fragt, wo es denn hier nach Königsberg geht oder den alten Mann, der traumatisiert jede Nacht im Schützengraben um sein Leben bangt. Es müssen nicht Mutter oder Vater sein!

Fotos und Portraitbilder aus sieben Jahrzehnten

Zweite Brücke (2) 1948-1959 Schule heißt beheimaten

„**Wissen ist Macht**“! Wilhelm Liebknecht spricht 1872 vor dem Arbeiterbildungsverein, sicher eine Jahrhundertrede. Der Titel wird zum Lieblingssatz meiner Mutter. *„Die Schule ist ein mächtiges Mittel der Befreiung, und die Schule ist ein mächtiges Mittel der Knechtung“* heißt es bei Liebknecht. „Wenn wir überleben wollen, musst Du was tun: nämlich lernen, lernen, lernen, sonst kommen wir aus der Armut nicht heraus“, folgert meine Mutter und prügelt mich durch die Schule damit ich verstehe, was gemeint ist: Anpassung und Widerstand. Selbstbewusst und diszipliniert Leistung erbringen, aber sich nicht „knechten“ und unterdrücken lassen. Anpassung hat Grenzen und die muss man selbst erkennen.

„*Was Männer können, kann ein Mädchen schon lange!*“ sagt meine Mutter auch und setzt den Rest ihrer Lebenshoffnung auf mich, das einzige, was ihr nach zwei Weltkriegen, Weimarer Republik u. Nationalsozialismus als Anker geblieben ist. Frauenbewegung von unten – im Krieg und auch danach. Unwissende sind Ohnmächtige! Man darf sich nicht zum Opfer machen lassen. „*Wenn man im Sozialamt vorne rausfliegt, muss man durch die Hintertür wieder rein!*“ gibt meine Mutter mir für die Bittstellungen beim Amt mit auf den Weg. Sie selbst lehnt es ab, dorthin zu gehen.

Sei neugierig, hol dir, was dir gehört: Wissen und Bildung. Wer was will, muss was tun! Wer was braucht, muss sich selbst organisieren. Wer was hat, muss es teilen! Wer was glaubt, muss es begründen und

vor allem es tun. Das sind Lebenserfahrungen und Lehrsätze dieser Jahre, die bis heute ihre Gültigkeit nicht verloren haben..

Schule und außerschulische politische Jugend- Bildung der fünfziger Jahre werden zu Flucht- und Hoffnungsorten vor häuslicher Gewalt, Armut und Zukunftsängsten. Lehrer, FU Studenten, die mich unterstützen und andere politische Vorbilder werden zu wichtigen Begleitern. Willi Brandt, den Adenauer mit den Worten „ alias Frahm“ als unehelichen Sohn und Migrant beschimpft, ermutigt mich, ebenfalls unehelich, früh in die SPD einzutreten. Trotz aller Bedenken bin ich immer noch Mitglied, manche Gründe bleiben eben immer gute Gründe!

Ich lese Klara Zetkin, Bert Brecht, Karl Marx, Rosa Luxemburg, Texte aus der bekennenden Kirche: Lerne viel, verstehe wenig oder nichts! Die Nachkriegswelt mit ihrem KPD- Verbot, dessen Begründung wir in der Schule im Rundfunk verfolgen, mit Wiederbewaffnung, mit Nazis in Führungspositionen, mit Ausgrenzungen um mich herum verstehe ich immer weniger und gleichzeitig durch aufklärende Bildung immer besser! Ich lerne demonstrieren! Frühe Politisierung über Ost-West Begegnungen und die Lehrgänge der Schülermitverwaltung (SMV) im Jugendhof Vlotho, der das Kriegskind in mir ängstigende „kalte Krieg“, der eben auch ein Krieg ist, lassen klare Positionen entstehen. Die Lehrer nennen mich „ rote Zora“, Schulkonflikte nehmen zu, aber ich fliege nicht raus, treibe Hochleistungssport, organisiere die Friedlandhilfe im Gymnasium, verdiene mit kleinen Diensten Geld zur Aufbesserung der Haushaltskasse.

Der Friedens -Nobelpreisträger von 1954, Albert Schweitzer , wird mit seiner Botschaft „Ehrfurcht vor dem Leben“ und der These, dass jeder Mensch zu Mitgefühl fähig ist und sein eigenes „ Lambarene“, einen Ort des Handelns, in sich hat neben anderen Zeitzeugen wie Bonhoeffer, Martin Niemöller, Brecht zu einer inneren ethischen Instanz. Sie sind Anlass, mich 1952 gegen den Willen meiner Mutter taufen zu lassen, und auch Grund dafür, später wieder aus der Kirche auszutreten, als diese ihren Auftrag für Frieden und Gerechtigkeit meiner Meinung nach nicht nur in Südamerika

verrät. Aber das hat den Grund für meine Taufe nicht gelöscht. Albert Schweitzer und die Bekennende Kirche, später andere Christen wie Dorothee Sölle oder Fulbert Steffensky, Kirche von unten, Kirchenasyl, die Befreiungstheologie haben Zündfunken gelegt, die zu jenen politischen, wissenschaftlichen und spirituellen Leitsätzen gehören, die mich seit den 50iger Jahren trotz vieler Zweifel tragen. Ich fühle mich auf eine stille Weise in diesem Glauben verortet und getragen.

Die zweite Karriere geht zu Ende: 1959 mache ich Abitur.

Gemeinsames Thema der Abiturklausur in Deutsch in NRW: „*Wie kann man der Gemeinschaft dienen, ohne der Vermassung anheimzufallen.*“ – eine Auseinandersetzung mit dem Buch von David Riesman: „*Die einsame Masse*“. Ein weiterer Wegweiser für meine Gedankenwelten und Vorbereitung auf die Frage, was und wo ich studieren würde, wenn es denn möglich wird. Ich arbeite zunächst ein Jahr in einer Sprudelfabrik und bei VW am Band, um das erste Semester zu finanzieren und die Sozialhilfe meiner Mutter aufzubessern, damit sie die Wohnung halten kann. „Wissen ist Macht“ – mächtig treibt mich der Wunsch zu studieren an, obwohl meine Mutter zur Absicherung unserer ökonomischen Existenz und im Andenken an ihren Vater, der 50 Jahre bei der Post in Breslau gearbeitet hatte bevor er von den Nazis wegen religiösen Wahns umgebracht wurde, noch mit der Laufbahn einer Postbeamtin drohte damit ich in ihrer Nähe bleibe. Aus Angst vor unserer Trennung hatte sich ich noch vom Abitur abgemeldet, aber meine Lehrer und meine Freunde aus der politischen Bildung verhinderten dies.

Dritte Brücke (3) 1960- 1968 Studium und Ausbildung

Zum Beginn des Studiums bekomme ich von einem meiner Wegbegleiter ein Buch geschenkt: *Ernst Bloch. Das Prinzip Hoffnung. Erster Band*. Im Vorwort wird mir klar, worum es in einem Studium gehen könnte und worauf es bei der Suche nach einem eigenen Weg, einer wissenschaftlichen und politischen Position und im Umgang mit den vielen Fragen und Zweifeln, die ich in mir trug, ankommt. Meine Leitfragen wurden klarer als ich las:

„Wer sind wir? Wo kommen wir her? Wohin gehen wir? Was erwarten wir? Was erwartet uns? Viele fühlen sich nur als verwirrt. Der Boden wankt, sie wissen nicht warum und von was... Einmal zog einer weit hinaus, das Fürchten zu lernen. Das gelang in der eben vergangenen Zeit leichter und näher, die Kunst war entsetzlich beherrscht. Doch nun wird, die Urheber der Furcht abgerechnet, ein uns gemäßeres Gefühl fällig. Es kommt darauf an, das Hoffen zu lernen. Seine Arbeit entsagt nicht, sie ist ins Gelingen verliebt, nicht ins Scheitern... Denken heißt Überschreiten

Ich studiere an der Hamburger Universität: Politische Wissenschaften, ein neues Fach. Was willst du denn damit werden, fragen alle? Jura mit dem Schwerpunkt öffentliches Recht und Jugendstrafrecht im Nebenfach. Vielleicht kann man als Jugendrichterin der Problemjugend helfen, überlege ich. Soziologie, auch ein Fach, das sich gerade etabliert, wird zu einem anderen Schwerpunkt. Helmut Schelskys Thesen von der „nivellierten Mittelstandsgesellschaft“ bis zur „skeptischen Generation“ bestimmen die soziologischen und historischen Diskurse, bieten gesamtgesellschaftliche Deutungsmuster an und mich fasziniert, dass Soziologie wie Politikwissenschaft aktiv in die öffentlichen Debatten eingreifen. So habe ich es mir vorgestellt und Semester für Semester sehe ich mehr Land, wohin meine Reise geht. In Hamburg suche ich Kontakt zum Arbeitsgebiet des Psychologen Curt Bondy, der über die proletarische Jugendbewegung promoviert hat, das KZ Buchenwald überlebt, die Sozialpsychologie und Beschäftigung mit Randgruppen vorantreibt, den Studiengang Sozialpädagogik initiiert und das Konzept einer Erziehungsberatungsstelle entwickelt hatte, das die akademische mit der praktischen Ausbildung verband. Unbewusst, aber interessengetrieben hatte ich mir ein interdisziplinäres, praxisorientiertes und problembezogenes Studium organisiert. Es waren genau diese Prinzipien, die mich ein Jahrzehnt später an die neu gegründete Universität Bremen lockten.

Ich komme in die „Studienstiftung des deutschen Volkes“, gelte als fleißig und hochbegabt, begegne auf deren Tagungen Adorno und der Frankfurter Schule, dem Ehepaar Mitscherlich, engagiere mich in der

Gewerkschafts-, der Lehrlings- und Studentenbewegung, bin hochschulpolitisch aktiv und fürchte mich vor der Radikalisierung in spezifischen Hochschulgruppen der Studierenden. Die Begegnung mit Rudi Dutschke wühlt mich auf, die Proteste gegen den Vietnamkrieg, der Besuch des Schah von Persien, die Hinrichtung und der Tod von Benno Ohnesorg am 2. Juni 1967, die Straßenkämpfe mit ihren politischen Forderungen und täglichen Aufrufen zur schnellen Veränderung „Weg mit...“ „Auf zu...“, „Nie wieder...“ machen mich ratlos. Immer wieder frage ich mich, wie Dutschkes Idee vom langen Marsch durch die Institutionen, die mich überzeugt, auf gewaltfreie Weise gelingen kann. Während viele von der Revolte beglückt sind, sich aber als Bürgerkinder trotzdem durch Herkunft und Beziehungsnetze abgesichert fühlen können, versenken die abstrakten Visionen und Parolen das aggressionsgehemmte Kriegs- und Flüchtlingskind Annelie mit ihren Hoffnungen auf den Erfolg von Verhandlungen immer wieder in Angst, Depression und Schrecken vor der Zukunft. Ich fühle mich persönlich stark, aber politisch zunehmend hilflos.

Der Jugendhof Steinkimmen und die außerschulische politische Jugendarbeit werden zunehmend zum Ort für fruchtbare politische Begegnungen und zum eigentlichen Studium. .Dort verbringe ich meine Semesterferien, verdiene den nötigen Lebensunterhalt vor allem für meine Mutter, treffe in den „Studienkreisen für politische Bildung“ und den Teamern auf eine Art „kritische Universität“, wie ich sie mir gewünscht hatte. Lebendig, offen, hitzköpfig und klug helfen Klaus Dörner, Eckhard Krippendorf, Reinhard Rürup, Hermann Giesecke, Jürgen Kocka, Hartmut Neuendorff , Heinz Klunker (spätere Kollegen an den Universitäten) dabei, den „Muff unter den Talaren“ zu bekämpfen, nicht auf Ordinarien, sondern auf gemeinsame Entwicklung und Ideen zu setzen und dem Gefühl der Ohnmacht und seiner lähmenden Wirkung bei der Vertagung von Zukunft. auf den St. Nimmerleinstag entgegenzutreten. In unserer konkreten Bildungsarbeit in Jugendbildungsstätten und Gewerkschaftshäusern trafen wir auf Lehrlinge und Schüler, die wie wir aufbrechen, die hier und heute zusammen mit anderen die Gegenwart in Schulen, Hochschulen und betrieblicher Ausbildung überschreiten wollten. Das half mir, am Prinzip Hoffnung festzuhalten, an Veränderungen zu

glauben, den langen Marsch durch die Institutionen nicht aus dem Auge zu verlieren und das Denken vom absoluten Vorrang der „proletarischen Revolution“, „dem Ende des Kapitalismus“ und anderer Ziele zu überschreiten. Von dieser differenzierten und farbigen frühen Studenten-, Lehrlings-, Schüler-, Frauen- und Gesundheitsbewegung ist bis heute im öffentlichen Diskurs und seinen Dokumentationen über die Achtundsechziger Bewegung viel zu wenig die Rede.

Gegen Ende des Studiums arbeite ich ein Jahr in Bonn und redigiere den ersten Jugendbericht der Bundesregierung, studiere Heidegger und Sartre, promoviere in Politischer Wissenschaft über die „Fondsverwaltung am Beispiel des Bundesjugendplans“, schreibe Artikel und mein erstes Buch über die „Pädagogik des Jugendreisens“. Einen Tag nach meiner letzten mündlichen Prüfung an der Universität Freiburg, wohin mein Doktorvater gewechselt hatte, trete ich 1968 meine erste Stelle als Assistentin an der Pädagogischen Hochschule Göttingen im Bereich Sozialpädagogik an. Ich übernehme wegen der Krankheit meines Freundes und Mentors, dem Lehrstuhlinhaber, begeistert gleich fünf Seminare, habe keine Ahnung, was es heißt, nun auf der anderen Seite, nämlich der Seite der Lehrenden letztlich ohne jede praktische Berufsausbildung zu stehen. Eine lange Phase ständiger Überforderung beginnt, weil ich einerseits fast immer schneller da bin, wohin ich mich gerade perspektivisch ausrichte und weil „Karriereleitern“ andere Maße und Zeiten vorgeben als es die biografische- subjektive Entwicklung erlaubt.

Bewusst habe ich mich nach der Promotion 1968 gegen eine Soziologiestelle an der FU Berlin und eine Stelle im Bereich Politikwissenschaft an der Universität Freiburg entschieden: ich wollte an einer Pädagogischen Hochschule Grundschullehrer/Innen ausbilden, deren wichtigen beruflichen Aufgaben klar waren, die nämlich (so meine Vorstellung) Kindern so früh wie möglich zu Lust auf Lernen und Wissenswertes verhelfen sollten. Wissen ist Macht, da war es wieder! Meine Antrittsvorlesung hieß zeitgemäß: *Sexualität und Klassenkampf. Was wir von Wilhelm Reich über Lebensenergie lernen können*. Das konservative Kollegium hat mich ausgehalten,

respektiert und mich nach 3 Jahren 1971 freundlich, aber gern nach Bremen ziehen lassen. Hier wollte ich gestalten, was ich gelernt hatte und mir am Herzen lag. Bremens Bürgermeister Koschnik wusste, dass es in Bremen eine andere Universität werden würde, das hat mich angezogen und meine SPD Mitgliedschaft wärmer erscheinen lassen, wengleich ich skeptisch blieb. Eine Gruppe von 20 examinierten Lehrerinnen und Lehrern sind mit mir zum Diplomstudium Sozialpädagogik nach Bremen gezogen und was sie gefunden haben, war mit Sicherheit besser als der Tod.

Während der Teilnahme an einer Tagung zum Projekt „Science for Hope“ (USA 1969) , auf der es um die Frage ging, wie Professoren der New Yorker Universitäten konkret für die Jugend- und Sozialarbeit eines interdisziplinären Jugendzentrums nützlich sein können, nimmt uns ein amerikanischer Kollege zum Festival nach Woodstock mit! „We shall overcome“! singt die schwangere Joan Baez, deren Mann wegen Widerstand im Gefängnis sitzt, Janis Joplin präsentiert eine Lebenswelt, die ich nicht kenne und Jimi Hendrix bringt mich mit seinem Gitarren Solo zu Vietnam in eine andere Protestwelt als die, die ich kannte. Für mich war der ungewohnte Woodstock mehr als ein „ Schlammfestival“ der Hippies. Die vielen anderen Protestgruppen wie die Vietnamgegner oder Civil-Rights Bewegung waren nicht zu übersehen und neben meinen Musikinteressen und Ideen zu anderen Lebensentwürfen als dem einer Wissenschaftlerin hat Woodstock mir damals auch ein Amerika gezeigt, dessen junge Generation wie wir hier in Europa auf der Suche war, die die längst notwendige Unruhe stiftete und sich aus der Bevormundung durch die Etablierten und alte Generation befreien wollte.

Die dritte Karriere geht zu Ende

Da Studium ist erfolgreich abgeschlossen. Die Promotionsurkunde sieht meine Mutter als Beweis dafür, dass wir zusammen etwas geschafft haben, dass ihr Druck auf mich geholfen hat, etwas zu schaffen, was sie selbst eigentlich im Blick hatte als sie 1917 in Breslau Abitur macht, ihre Mutter aber auf „ Heirat“ als „ Karriere“ drängte. Die Studentenbewegung hat mir geholfen, mich politisch zu profilieren, Orte für meine politische Beteiligung zu finden. Ich lernte,

dass Wissenschaft eine Art „Handwerk“ ist, dass es darum geht, „Wissen zu schaffen“ und zu Menschen und an Orte zu bringen, wo es gebraucht wird und Probleme zu lösen hilft. Ich war relativ sicher, dass ich auf dem richtigen Weg war und konnte dennoch nicht verhindern, dass mich unterschwellig immer wieder große Existenzängste, Minderwertigkeitsgefühle und die Angst überfielen, allem nicht gewachsen zu sein. Mir fehlte das soziale und emotionale Netz einer Familie.

Rudelsingen:

Wes hall overcome

California Dreaming

Portraitserie (2) Ronald Wedekind

4. Brücke (4) 1968/ 1971 -2004 Laufbahn, Expedition ins Ungewisse, Karriere „pur“

Es anders machen, das war die berufliche und soziale Vision, die Kritik am Bestehenden gestaltbar machen, mitten in den Institutionen und ihren Routinen einen anderen Weg mit mehr Leidenschaft finden, sich als Frau von der Vormacht der Männer im Wissenschaftsbetrieb nicht einschüchtern lassen, Anfängergeist entwickeln, auf Überraschungen und kleine Wunder hoffen, Unterwegssein in einer akademischen Laufbahn, die es wahrscheinlich in sich hat und deren Tücken ich ahnte. Die unbekannte Berufskarriere begann. Das Kriegskind, die Tochter einer allein erziehenden Sozialhilfeempfängerin, die bewegte Achtundsechzigerin, eine Powerfrau der aufbrechenden Frauengeneration macht sich auf den Weg. In Göttingen war ich nach kurzer Zeit als Assistentin zur akademischen Rätin ernannt worden. Ein wichtiges Lebensziel war erreicht: eine Lebenszeitstelle für mich und meine Mutter! Wir hatten es „ökonomisch“ geschafft, die „Rente war sicher!“ Aber ich wollte mehr.

„Unter den Talaren Muff von 1.000 Jahren.“ So reimten 1967 linke Studenten, um gegen das verkrustete Hochschulsystem zu protestieren. An der berühmten Veranstaltung in einem Hamburger

Hörsaal hatte ich teilgenommen, mich aber nicht entschließen können, Hochschullehrer vom Pult zu zerren, auch wenn ich mit dem Protest übereinstimmte. Bremen kam erst in den Blick als das von der SPD geführte Bundesland u.a. auch als Reaktion auf die Studentenbewegung 1971 eine betont anders strukturierte "Reformuniversität" gründete, die die Prinzipien der alten Ordinarienuniversität in Frage stellte und mehr Mitbestimmung der Studierenden wie der sonstigen Mitarbeiter wagen wollte. Das Wort „Drittelparität“ hatte ich vorher noch nie gehört.

Im Sommer 1971 werde ich als Professorin an die Universität Bremen berufen, die im WS 1971/72 unspektakulär ohne Talare, Vereidigung aufs Grundgesetz und Kammerkonzert mit einer Arbeitssitzung den Lehrbetrieb aufnimmt: Ein 30 Jahre langer Marsch durch die Institution beginnt. Mit 32 Jahren Professorin auf Lebenszeit: das ist Karriere pur! Friede, Freude, Eierkuchen ist das nicht. Die Stimmung in Bremen verrät schnell, wo ich gelandet bin: an einer „roten Kaderschmiede“, dem Streitobjekt im Diskurs um die Zukunft der deutschen Universitäten und die Hochschuldemokratisierung. Dass ich schon eine konkrete Verfassungsschutzakte habe, wusste ich vorher nicht. Dass man Gewerkschaftskongresse zusammen mit Jugendlichen nicht einfach sprengen, d.h. durcheinander bringen darf, wenn man als vertrauenswürdige Beamtin gelten will, fand ich eher absurd. Dass man als promovierte Beamtin öffentlich nicht in Lederjacke auftreten sollte, fand ich lächerlich. Dass man die Lehrinhalte mit den Studierenden absprechen kann, wichtige Entscheidungen gemeinsam trifft, auf Augenhöhe miteinander kommuniziert, Kritik zulässt, immer über den Tellerrand schaut und die Adressaten der beruflichen Arbeit nicht besserwisserisch zu „Objekten“ macht, dafür hatte ich mich vorher eingesetzt und das sollte auch meinen beruflichen Alltag bestimmen.

Es gäbe viel über die Gründe meiner Bewerbung nach Bremen an die neue Universität zu erzählen, zu lang für heute, aber einen persönlichen Grund will ich nennen, weil er den roten Faden meiner Brückenwanderung fortsetzt. Im Bewerbungsschreiben des späteren Gründungsrektors Thomas von der Vring hieß es: *Die Universitäten müssen als „Organisation der Kritik“ in den gesellschaftlichen Konflikten zwischen „Privilegierten“ und „Unterprivilegierten“*

Partei für die Seite des Volkes nehmen. Nur im dauernden Kampf mit den konservativen gesellschaftlichen Kräften können sie ihren kritischen und progressiven Charakter bewahren.

Das war ein tragender Brückenpfeiler für mich und bei allen notwendigen Klarstellungen und späteren Differenzierungen hat diese Absichtserklärung ihren Sinn bis zur Pensionierung gehalten. Ich konnte es damals zunächst nicht fassen, dass *mein* Doktorvater Prof. Dr. Wilhelm Hennis, von dem ich so viel über die Aristotelische Tugendlehre, über kritischen Widerstand und die Ethik des Politischen gelernt hatte, als Mitglied des „Bundes Freiheit der Wissenschaft“ öffentlich wie von der Tarantel gestochen wütet und Thomas von der Vring und der Universität Bremen grundsätzlich das *Bewusstsein* und den guten Willen abspricht, mit ihren fixen Vorstellungen über die Natur der Gesellschaft für die Freiheit der Anderen eintreten zu können und zu wollen. Als Hennis erfährt, dass ich, eine seiner Lieblingsschülerinnen, nach Bremen gegangen bin, empfindet er das als persönlichen Verrat und sagt mir das auch!

„Geht doch! Wie wir werden. Wer wir sind und nicht bleiben“. *Biografische Antworten auf Fragen des Lebens*“ - dieser Titel meiner DVD, die viele hier im Saal aus dem Kino kennen, ist in gewisser Weise das Lied meiner Laufbahn, die sich, was die Arbeit betrifft, zwischen 1971- 2004 hauptsächlich an der Bremer Universität und in all den Projekten und Unternehmungen abspielt, die ich von hier aus unternommen habe. Im Wissenschaftsturm aus Elfenbein, selbst wenn er wie in Bremen interdisziplinär und problembezogen ist, wäre ich verkümmert, meine Sinne und meine Sinnlichkeit wären ausgetrocknet. Die „Scientific Community“ ist mir immer ein wenig fremd geblieben, ihr Gemeinwesen Bezug zu abstrakt, ihre Rituale zu trocken, das Leben und seine Menschen zu sehr unter Verdacht und ich fragte mich manchmal, ob ich wirklich gut genug bin, um dem „Akademischen“ mit all seinem Drum und Dran zu genügen.

Aber ohne sie, meine wissenschaftliche Neugier, mein erkenntnistheoretisches Interesse am interdisziplinären Diskurs, meine Freude am Dialog und der Arbeit in Projekten zusammen mit anderen hätte ich nicht in Angriff nehmen und umsetzen können, was

ich als gesellschaftliche, politische und persönliche Herausforderung empfand. Ich bin dieser Stadt, ihren Menschen, den Gründern dieser Universität, der Politik, den Kolleginnen und Kollegen wie den unterschiedlichen Mitstreitern dankbar, dass ich über 40 Jahre teilhaben und mitgestalten konnte, was uns möglich war!

Dankbar bin ich aber auch dafür, dass ich meinen Versuch, aufrecht zu gehen und Gesicht zu zeigen, nicht mit einem Berufsverbot oder einer Verurteilung als „Staatsfeindin“ bezahlen musste, weil die Bremer Regierung anders als die niedersächsische Regierung 1977 keine Anklage wegen Verunglimpfung des Staates und Terrorverdacht bei einer Aktion erhob, an der ich beteiligt war: Buback- Ein Nachruf. Zusammen mit Kollegen aus anderen Universitäten hatte ich mich entschieden, einen Nachruf zu veröffentlichen, der unter dem Namen „ein Göttinger Mescalero“ als Nachruf auf die Ermordung des Bundesanwaltes Buback durch die RAF in einer Göttinger Studentenzeitung publiziert worden war, heftige Reaktionen auslöste und den „Deutschen Herbst“ einleitete. Seine Verbreitung wurde von Justiz, Polizeiorganen und Hochschulleitungen unter Strafe gestellt, als „Ausgeburd kranker Gehirne“ und als Musterbeispiel für „blanken Faschismus“ deklariert, als ganzer Text aber nie veröffentlicht, obwohl sich die ganze Republik empörte.

Wir Unterzeichner waren der Auffassung, dass eine öffentliche Diskussion des gesamten Artikels möglich sein muss. Mit der Veröffentlichung samt unserer kritischen Distanzierung gegenüber politisierter Gewalt wollten wir dazu beitragen, der Kriminalisierung, der Illegalisierung und dem politischen Äußerungsverbot entgegenzutreten, indem wir das Recht auf freie politische Meinungsäußerung praktisch wahrnehmen. „Terroristen im Hochschuldienst“ konnte ich über mich in der Zeitung lesen, einige Kollegen in der Universität gingen unmittelbar auf Distanz und grüßten am nächsten Tag nicht mehr.

„Liebe, Arbeit, Wissen sind die Quellen unseres Lebens. Sie sollten es auch beherrschen“ – diesen Satz stellt Wilhelm Reich als Leitsatz seinem letzten Buch „Christusmord“ voran, das er wie eine Art geistiges Testament während seiner Zeit im Gefängnis in den USA

verfasst, nachdem er sich geweigert hatte, vor einem Gericht seine wissenschaftlichen Theorien über die Struktur des Lebens zu erläutern und zu verteidigen. In den Arbeiten von Wilhelm Reich habe ich früh eine Frage entdeckt, die mich nicht mehr losgelassen hat und die ich später bei vielen anderen Autoren wiedergefunden habe: Wie lebt das Leben? Gibt es eine Ökonomie des Lebens? Worin bestehen die Strukturen des Lebendigen und wie kommt es weltweit zu einer Verfolgung des Lebendigen, der wilden Ausbeutung seiner Ressourcen, zur einer Entfremdung und Verunsicherung, die die Lebewesen bis in die Wurzeln trifft? Was können die Wissenschaften dazu beitragen, sich den Folgen entgegenzustellen, um das Leiden der Menschen zu verringern.

In meiner Arbeit habe ich versucht, nach Antworten auf diese Fragen zu suchen. Studiengänge wie Sozialarbeitswissenschaft, der Aufbau der Gesundheits- und Pflegewissenschaften, Palliative Care in Verbindung mit Biografieforschung und Lebensweltanalysen mussten sich gegenüber den traditionsreichen Wissenschaftsdisziplinen mit ihrem Herrschaftsanspruch behaupten und entsprechende Möglichkeiten für Forschung und Lehre erst einmal durchsetzen. Die Herausforderung, sich vor allem in der Anfangsphase der Universität den politischen wie den ideologischen Grabenkämpfen in der Hochschulpolitik zu stellen, verbrauchte viel Energie und das eigene Gefieder wurde oftmals gerupft.

Trost und Mut fand ich im Transfer wissenschaftlicher Erkenntnisse in den Lebens- und Problemalltag der nicht studierenden Menschen: in Vorträgen und Seminaren mit Landfrauen und Unternehmerfrauen im Handwerk, mit Selbsthilfegruppen und Patienten, im Rahmen der Fort- und Weiterbildung in Gewerkschaften und Wohlfahrtsverbänden, in der Flüchtlings- und Frauenarbeit, in Kliniken, Hospizvereinen. Enttäuschungen, manche Wut, Irrtümer, immer wieder Zweifel am eigenen Weg, die eine oder andere Überheblichkeit begleiteten die Arbeit und das soziale Engagement.

Die vierte Karriere geht zu Ende. Dass am Ende meiner Universitätszeit mein geliebter Studiengang Sozialpädagogik,

aber auch andere Studiengänge wie Behindertenpädagogik und Sport im Exellenzrausch einer neuen Reformeuphorie abgeschafft wurden, nehme ich bis heute zu persönlich, wenngleich ich politisch darauf vertraue, dass die nächsten Generationen die Auseinandersetzung um die stärkere soziale Orientierung der Universität wieder aufnehmen werden. Es hat das Ende meiner offiziellen Tätigkeit an der Universität Bremen erleichtert und mich getröstet, dass ich mit dem Aufbau des berufsqualifizierenden Weiterbildungsstudiums Palliative Care und der Hilfe bei der Weiterentwicklung bis zum Masterstudiengang nach meiner Pensionierung einen Weg gefunden habe, etwas von dem zu erhalten und sichtbar zu machen, was interdisziplinäres, interprofessionelles und problembezogenes studieren und handeln bewirken kann. Auch das Sterben und der Umgang mit dem Tod brauchen noch professionelle Hilfe!

Fünfte Brücke (5) 1968-2004 Lebenskrisen und papallele Welten

Auf der Leinwand Bilder von Menschen, die mir fehlen und die mit ihren Spuren in Erinnerung geblieben sind.

Dazu Bob Dylan: *“Knock, Knocking on heaven’s door”*- ein Lied, das viele meiner Abschiede von Menschen begleitet hat

*Mama, take this badge off of me
I can't use it anymore
It's gettin' dark, too dark to see
I feel I'm knockin' on heaven's door
Knock, knock, knockin' on heaven's door
Knock, knock, knockin' on heaven's door
Knock, knock, knockin' on heaven's door
Knock, knock, knockin' on heaven's door
Mama, put my guns in the ground
I can't shoot them anymore
That long black cloud is comin' down
I feel I'm knockin' on heaven's door*

Knock, knock, knockin' on heaven's door
Knock, knock, knockin' on heaven's door
 Knock, knock, knockin' on heaven's door
 Knock, knock, knockin' on heaven's door

Krisen sind der Rhythmus des Lebens. Mehr als alles andere, was ich mir durch meine wissenschaftliche Arbeit und berufliche Tätigkeit an Wissen, Fähigkeiten und Einsichten aneignen konnte, haben Lebenskrisen mich geprägt und immer wieder bedroht. Sie verschonen keinen Menschen, wenngleich manche mehr davon abbekommen Dunkle Jahre überstehen, immer wieder Asche sein! Leben hat nichts versprochen, das wurde sehr früh klar- und lässt uns keine Wahl, fragt nicht, ob wir annehmen. Wenn eine Krankheit uns trifft, eine Liebe zerbricht, wenn der Kinderwunsch unerfüllt bleibt, wenn uns der Lebenssinn abhandenkommt, wir liebe Menschen verabschieden müssen, ohne die wir nicht weiterleben zu können glauben, wir die Arbeit verlieren und anderes mehr.

In jeder Phase meines Lebens hat mich meine „leibhaftige Existenz“ über die Krankheiten und das Leiden meines Körpers (weniger meiner Seele) in einen ständigen Dialog mit ihm gezwungen, mir verdeutlicht, was ich nach und nach bei meinem psychosomatischen Lehrmeister, dem Arzt V.v. Weizsäcker lesen konnte: dass in jedem „objektiven Befund ein Subjekt“ steckt, dass nicht ein Organ erkrankt, sondern der ganze Mensch in Mitleidenschaft gezogen wird, dass die Geschichte einer Krankheit etwas anderes ist als die Geschichte des erkrankten Menschen, dass Psyche und Soma, Körper, Geist und Seele im Kontext der sozialen Bezüge eine lebendige Landschaft bilden, in der wir immer wieder neu lernen müssen, trotz der Verletzungen und Einschränkungen Menschen im aufrechten Gang zu werden, die schöpferisch, frei und kreativ, aber vor allem abhängig, verletzlich und endlich sind.

Ruhr, Typhus in den Kriegstagen, Migränen, Gallenoperation, Herzinfarkt, verschiedene Krebserkrankungen, Schilddrüsenoperation, drei Fehlgeburten und damit der Abschied vom großen Kinderwunsch- sie alle haben mich unter Druck gesetzt, mir aber auch wieder auf die Beine geholfen, mich gefördert und Widerstand abverlangt, Potentiale eröffnet und manche auch verschüttet, es mir

insgesamt auch verdammt schwer gemacht, die zu werden, die ich geworden bin. Hoffnung ist ins Gelingen verliebt, heißt es bei Bloch, aber auch ins Überleben. Am Ende des Films in der Reihe Frauengeschichten, den die Filmemacherin und Freundin Heide Nullmeyer für Radio Bremen und die ARD über mein Leben dreht, sage ich: „ *Wenn Körper und Seele streiken, bleiben immer Narben. Sie erinnern uns an die eigene Verletzlichkeit, an unsere Endlichkeit und auch an den Tod. Aber indem wir diese Herausforderung annehmen, werden Krankheiten mehr als ein Körperstreik, sie werden zu einer Aufforderung an das Leben und einen Auftrag, sich über dieses Leben zu freuen.* “ Ich weiß nicht, dass ich zu diesem Zeitpunkt schwer an Krebs erkrankt bin, kurz darauf operiert werde und gerade aus dem Krankenhaus komme als der Film Premiere hat.

Drei Schwangerschaften und zwei Heiraten, der wunderbare Umbau eines alten Bauernhauses zur Heimstätte sollten meine größte Hoffnung, eine Familie zu haben, erfüllen- alle Versuche misslingen. Sich zu trennen ist eine andere Erfahrung als verlassen zu werden- obwohl im Ergebnis ähnlich. Dass nichts bleibt, wie es ist, wusste ich, es zu erfahren, ist eine andere Sache, es als Verlust einer großen Liebe zu erleben, war eine der schmerzlichsten Erfahrungen in meinem Leben, die viel Traurigkeit, aber keine Bitterkeit hinterlassen hat.

An meinem 60. Geburtstag hat mich Pago Balke zehn Jahre nach meiner schweren Trennung mit einem Lied von Sandra Kreisler getröstet- ich mag die umgekehrte Perspektive.

Mein Mann will mich verlassen

- Gott sei Dank!

Ich kann es gar nicht fassen

- Is' er krank?

Was will er plötzlich wandern

- Wo und wie?

Vielleicht mit einer Andern?

- Nu, das ist Pech für die

(Rest im Internet!)

Auch Krankheiten und Krisen sind Karrieren.

Keine leiblichen Kinder zu haben, macht nicht kinderlos.

Alexi, meine „Ersatztochter“, die ich seit ihrem 5. Lebensjahr über 40 Jahre kenne, Susanne und Ariane, die Patenkinder, Jana und Nina, die Töchter meiner verstorbenen Freundin Helga, Felix, der junge Freund, der sich wie Sohn und Enkel der Wahlverwandtschaften anfühlt, Julia u. Frank mit ihren bezaubernden Kindern, Simone und Stan, die plötzlich meine Polenseite repräsentieren– und viele mehr. Freundinnen und Freunde gehören zur Menschenfamilie, die man anfassen und immer mal wieder zu sich holen kann. Einer davon ist Janis Roze, 92 Jahr alt, der Biologe und Schlangenforscher aus New York, den ihr noch kennenlernt. Eine andere ist meine Freundin Ortrud, die mit ihren 94 Jahren nicht mehr auf lange Reisen gehen kann, aber mit ihrer Klinik immer Heimat geblieben ist. Ein anderer ist Greg, der Musiker aus San Francisco, der 1968 als Hippie plötzlich in Göttingen vor meiner Tür stand, eine Unterkunft für ein paar Tage suchte und dann ein Jahr blieb. Hier die Videobotschaft für seine Freundin „Bear“.

Bild / Ton (4) Grußbotschaft Greg

Sechste Brücke (6) Die spirituelle Reise

Leben ist immer ein-, zweiter, dritter oder vierter, vor allem täglicher Bildungsweg“, nie endende Weiterbildung ohne Noten und Abschlusszertifikat. Kein Mensch kann sich der Aufgabe entziehen, aus den unsichtbaren universalen Ordnungen, die in ihm stecken und den sozialen und ökologischen Umwelten seine spezifische biografische Welt zu gestalten, die seinen Namen und nur diesen trägt und die zu einem einzigartigen Lebenswerk heranwächst und mit allem verbunden bleibt. „*Lebendigkeit- eine erotische Ökologie*“ heißt das Buch meines jungen Freundes Andreas Weber und ich bin dankbar, dass ich mich in allem, was er zu der Frage, wie das Leben lebt, schreibt, wiederfinde.

„Wie lernt man hoffen?“ war jene Frage, zu deren Beantwortung mich am Anfang des Studiums Ernst Bloch auf die Reise geschickt hatte. Als der Traum von einer Familie und einer Beziehung, in der ich trotz Karriere und Eigenständigkeit Geborgenheit erleben und ohne Auflagen geliebt werde, zerbrach,

machte ich mich in fremde Welten und Kulturen auf. Ich spürte, dass meine Hoffnung, Heimat zu bilden, zu kleinkariert war und ich den universalen Faden verloren hatte. Meine spirituellen Wurzeln waren von zu vielen Zweifeln und agnostischer Überheblichkeit überlagert und verkümmert, ich konnte nicht unmittelbar an das anknüpfen, was mir Albert Schweitzer bei meiner Taufe als Glauben mit auf den Weg gegeben hatte. Meine Freunde, ja fast meine ganze Generation schloss Gespräche darüber aus! Sie hatten „Kirche und Co“ hinter sich, Basta und alle anderen waren für sie mehr oder weniger naive Esoteriker oder eben Spinne, die nach etwas suchen, was es beweisbar nicht gibt. Die schweren Lebenskrisen machten meine Suche intensiver. Was um mich herum geschah und mich ins Schleudern brachte, musste doch irgendwie Sinn machen. Mit den „pathischen“ Kategorien der anthropologischen Krankheitslehre von Viktor von Weizsäcker fragte ich: was muss, soll, kann, will oder darf ich lernen, was nicht in meinen Büchern steht? Projekte und Aufenthalte bei den indigenen Hopi und Navajos in Arizona, den Mapuche in Argentinien, den Maya in Guatemala und in der Arbeit mit Schamanen im Himalaya, eine entschiedene Auseinandersetzung mit dem Buddhismus und die erneute, aber vertiefte Auseinandersetzung mit dem Menschenbild des Humanismus, der bekennenden Kirche und dem Weltbild von Franz und Clara von Assisi brachten Schritt für Schritt orientierende Ordnung in meine Suche nach Orten der Hoffnung und eines kritischen Glauben.

Wenn ich Texte des Theologen Fulbert Steffensky lese, mit dem mich die wunderbare „dialogische Freundschaft zweier Altersgenossen“ verbindet, geht mir das Herz auf und ich fühle mich an die Hand genommen, wenn er schreibt:

Die Hoffnung kann lesen. Sie vermutet in den kleinen Vorzeichen das ganze Gelingen. Sie stellt nicht nur fest, was ist. Sie ist eine wundervolle untreue Buchhalterin, die die Bilanzen fälscht und einen guten Ausgang des Lebens behauptet, wo dieser noch nicht abzusehen ist. Sie ist vielleicht die stärkste der Tugenden, weil in ihr die Liebe wohnt, die nichts aufgibt, und der Glaube, der den Tag schon in der Morgenröte sieht.

Das Alter macht milde. Die Augen werden nicht trüber, sondern sanfter und achtsamer, blinzeln frecher. Wir müssen uns weniger rechtfertigen, nicht mehr beweisen, dürfen uns anders irren, aber können mehr Seins- und Lebendweisen zulassen. Das hilft mir auch bei meinen Vorträgen, wenn ich neuerdings versuche, die Innenwelten der Demenz zu verstehen oder mit meinen Freunden darüber spreche, wie wir mit unseren Eltern, Partnern, Freunden oder mit uns selbst umgehen, wenn uns die Klarheit in unserem Kopf verlässt und das Leben in mehr Dunkelheit taucht.

Pago Balke sind Georg Kreisler: Lassen sie doch nur meine Tante

*Lassen Sie nur meine Tante, schau'n Sie wie friedlich sie ruht
Und wie sie lächelt. Im Schlaf glaubt sie noch
Ihr Leben wird eines Tages noch gut*

*Jetzt sind es fast zwanzig Jahre, da wurde sie plötzlich so krank
Natürlich weiß man warum, und sogar Sie würden's versteh'n
Aber ich glaub', die Geschichte ist zu lang*

*Sie hat a Tochter in Bohrbeck bei Essen
Und einen Sohn, irgendwo knapp daneben
Und eine Schwester in Marburg in Hessen
Aber sie glaubt, die sind am Leben*

*Lassen Sie nur meine Tante, ich nehm' sie dann mit mir hinein
Im Grunde nenn' ich sie nur meine Tante
Sie ist in Wirklichkeit gar ka Verwandte
Und könnte ebensogut ihre eigne Tante sein!*

Siebte Brücke (7) 2004 –bis heute: Open end

Viele, die hier sind, haben mit mir auch andere Geburtstage gefeiert. Den 60. in der Kunstgalerie, irgendwie noch mittendrin. Den 65. im Rathaus, Zeitpunkt meiner Pensionierung. Den 70. Geburtstag im Bauernhaus in der Wesermarsch, der wegen der Deicherhöhung mit dem Abriss des Hauses und dem Umzug nach Bremen verbunden war. Und damit ihr euch besser erinnert steht draußen vor der Tür wieder der „Imbisswagen“ von Schlachter Reinke und die Landfrauen aus Wersabe sind wieder mit dem Kuchenbuffet da. Den 75. Geburtstag haben wir im ehemaligen Sendesaal von Radio Bremen gefeiert und die Freunde von der Deutschen Kammerphilharmonie Bremen haben uns ein wunderbares Konzert gespielt, was sie heute zum 80. Geburtstag hier in der Kulturambulanz erneut tun werden.

Ich habe seit 2004 noch einige Bücher geschrieben, viele Vorträge gehalten, den Studiengang Palliative Care weiter begleitet, habe Freude an meiner Suppenküche in Tenever und an anderen Projekten, habe Ämter niedergelegt und viel Anerkennung bekommen, Den Berninghausen Preis für ausgezeichnete Lehre (1992) habe ich als Ehre empfunden, auch das Bundesverdienstkreuz, das ich 2004 für meine ehrenamtliche Arbeit bekam. Der Carola Gold Preis (2018 Berlin) auf dem Kongress „Armut und Gesundheit“ als Anerkennung für meinen Einsatz gegen die gesundheitliche Chancenungleichheit hat mich politisch besonders berührt. Das gemeinsame Buch mit Henning Scherf „Das letzte Tabu. Über das Sterben reden und den Abschied leben lernen“ und mein letztes Buch „Wenn das Leben um Hilfe ruft. Angehörige zwischen Hingabe, Pflichtgefühl und Verzweiflung“, sind für mich konkrete „Ratgeber u. Lesehilfen“ für das, worum es für mich als 80 Jährige jetzt geht: „Verletzlichkeit und Reife“ hat es Andreas Kruse in seinem Buch „*Lebensphase hohes Alter*“ (2017) genannt. Es geht:

- um körperliche Verletzlichkeit, Formen zunehmender Gebrechlichkeit, Unsicherheiten im Alltag: um tägliche, oft überraschende Einsichten und Übungen;
- um soziale Verluste. Es wird leerer um uns, Freunde sterben, Weggefährten gehen verloren, wo werden wir gebraucht, was wird noch erwartet, wer wartet
- um die Sinngebung im Täglichen, um die spirituelle Haltung, um Wertorientierungen und die Bedrohungen durch die Welt um

uns herum, um die Natur, die mehr denn je beglückt, um Dankbarkeit und Zufriedenheit

- um die Frage nach dem Wesentlichen im eigenen Leben , um Prioritäten, einen neuen Realitätssinn;
- um die Kontakte zu jüngeren Generationen: was will ich weitergeben, was waren die Irrtümer?

Über allem steht der Dank an das Leben und 80 wilde Jahre. Ein Erntedankfest mit euch eben! Ich danke Euch von Herzen, dass ihr meiner Einladung gefolgt seid und auch denen, die heute verhindert waren.

Sabine singt eines meiner Lieblingslieder

Mercedes Sosa : Gracias a La Vida

mit 300 Gästen, 480 Kuchenstückchen, 420 Bratwürsten, türkischen Suppen, persischen Salaten, süßen Speisen, kalten Platten, Wein, Bier, Wasser und Brause